

„... mit fliegenden Fahnen zu Schumpeter“

Raj Kollmorgen sprach mit Peter Ruben¹

Raj Kollmorgen: Herr Ruben, vielleicht schildern Sie zunächst, wann und wie Ihre Schumpeter-Rezeption einsetzte, d.h. in welchen wissenschaftlichen und ggf. politischen Kontexten.

Peter Ruben: Ausgangspunkt war, dass ich für Hans Wagner methodische Hilfestellung bei der theoretischen Darstellung der Politischen Ökonomie geben sollte. Das war Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre. Ich war zu dieser Zeit am Institut für Philosophie der Humboldt-Universität zu Berlin bei Hermann Ley, d.h. am Lehrstuhl für philosophische Probleme der Naturwissenschaften. Hier ging es uns immer darum, die Einschränkung auf die Naturwissenschaften aufzuheben und gesellschaftswissenschaftlich tätig zu werden, da stand die Ökonomie an erster Stelle, und war Hans Wagner die wichtigste Person.

Anschlusspunkt war damals die Rezeption von Marx und das Entwicklungsproblem; genauer die Frage nach der Dialektik in den empirischen Wissenschaften, d.h. für mich v.a. in der Ökonomie und der Physik. Dann habe ich eines Tages Schumpeter entdeckt und fand, das ist ja fast Darwin und verkörpert eine Entwicklungsauffassung, die auch bis heute unübertroffen ist. Nun kommt eine typische DDR-Rezeptionsweise hinzu: Frei für eine intensive Schumpeter-Rezeption wurde ich erst, als ich nach 1978 dieses Theater mit dem Ideologieapparat hatte.² Höhepunkt war 1981: Ich nahm zunächst an, dass ich gefeuert würde. Dann gab es aber durch die westdeutsche Intervention die Entscheidung Hagers, die Leute zu verteilen, und ich wurde Mitte Mai 1981 förmlich gefragt, ob ich an der Akademie der Wissenschaften weitermachen oder gehen will, woraufhin ich natürlich sagte, ich will weiter in der Forschung bleiben. Auf die Frage, was ich denn nun machen will, sagte ich, mein Thema ist Schumpeter, Schumpeters Entwicklungsauffassung, ich arbeite sowieso zum Entwicklungsproblem.

Das wurde akzeptiert. Und so wurde eben Schumpeter in den Jahren des inneren

¹ Erstveröffentlichung in *Berliner Debatte INITIAL* 6, 1993. S. 53-60

² Vgl.: H.-C. Rauh (Hrsg.): *Gefesselter Widerspruch. Die Affäre um Peter Ruben*. Berlin 1991.

Exils zu meinem Hauptthema. Ich habe dann im Verlaufe meiner Beschäftigung interne Papiere angefertigt, auch zur „Präsentation meiner Planerfüllung“; viel Interesse hat das zunächst nicht erregt. Dies änderte sich aber schrittweise. An der Akademie der Wissenschaften gab es dann Gespräche und Interessen, insbesondere seitens der Historiker im Zusammenhang mit dem Formationsproblem und nach 1985 durch Gorbatschow. Durch die dadurch erfolgten „Lockerungen“ wurden auch im Institutsbereich (des Zentralinstituts für Philosophie der AdW) meine Studien zum Thema gemacht. 1988 schrieb ich schließlich einen Artikel über Schumpeter für die Deutsche Zeitschrift für Philosophie.³ Allerdings wurden seitens der Redaktion Korrekturwünsche an mich herangetragen. Man musste sich damals dauernd rumschlagen mit albernen Formulierungen, die drin sein mussten oder nicht – schrecklich dieser Umgang mit Autoren. Ich habe mir dann mit der Bearbeitung Zeit gelassen, und so erschien der Artikel erst 1990 ...

Raj Kollmorgen: Sie haben damit bereits auch den groben Verlauf ihrer Beschäftigung bis 1990 skizziert. Mich würde nun einerseits genauer interessieren, in welchen wissenschaftlichen Kon- und Kontexten Sie Schumpeter rezipiert und ob Sie diese Auseinandersetzungen vielleicht gemeinsam mit anderen, ggf. in irgendwelchen geregelten Formen geführt haben; und zum anderen, zu welchen Ergebnissen und Einschätzungen Schumpeters Sie dabei gekommen sind?

Peter Ruben: Also, eine irgendwie öffentliche Form der gemeinsamen Auseinandersetzung hat es nicht gegeben. Was ich zur Kenntnis nahm, war die grundlegende Arbeit von Thomas Kuczynski von 1985⁴, die zwischen eher langweiligen Beiträgen in einem Sammelband versteckt war. Es gab keine persönlichen Kontakte, sondern nur literarische. Bedenken Sie, ich hatte damals, zwischen 1981-1989, Öffentlichkeitsverbot. Kontakte waren nicht möglich und auch gefährlich...

Raj Kollmorgen: Gab es nicht aber Treffen und Diskussionen mit Renate Washner, Horst-Heino v. Borzeszkowski u.a. in dieser Zeit?

Peter Ruben: Richtig, nach 1981 veranstalteten wir relativ regelmäßig – aber privatim – Hegel-Kolloquien, auf denen allerdings messtheoretische Probleme der empirischen Wissenschaften im Zentrum standen und nicht Schumpeter...

Aber, um auf ihre Frage nach den Inhalten und Ergebnissen meiner Schumpeter-Rezeption zu kommen: Grundsätzlich würde ich zunächst sagen, dass es zu Schumpeters wirtschaftlicher Entwicklungstheorie international keinen vergleichbaren Ansatz

³ Ruben, Peter: Schumpeters Theorie der Wirtschaftsentwicklung in philosophischer Sicht. In: DZfPh 38. Jg. (1990), H. 4, S. 319-327.

⁴ Kuczynski, Thomas: Das Problem der „langen Wellen“ - einige Überlegungen. In: Kuczynski, Th. (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte und Mathematik. Berlin 1985.

gibt. Die Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung steht in der mathematischen Theorie zur Debatte und macht ihre Schwierigkeiten. Dies ist ganz verständlich. Und die theoretischen Grundlagenfragen sind dafür nicht geklärt. Ich habe mich damit zwischen 1981 bis 1989 in großer Isolierung befasst. Insofern war es eine private Schumpeterrezeption, die aus der klassischen philosophischen Tradition der Verbindung zwischen philosophischer Dialektik und Fachwissenschaften entstanden ist, und wobei mir eben Schumpeter über den Weg lief als Repräsentant des Entwicklungsdenkens in den Wirtschaftswissenschaften, wie es entwickelter nicht da ist – bis heute nicht..

Raj Kollmorgen: In der philosophischen Rezeptionsweise scheint es in der Tat wenige zu geben, die sich mit Schumpeter beschäftigt haben. Aber es gibt aus der innovationstheoretischen Richtung wie auch aus den „Long-Run-Economics“ originäre Ansätze der Verarbeitung des Schumpeterschen Entwicklungsdenkens. Haben Sie sich in der Zeit zwischen 1981 und 1989 oder in jüngster Zeit mit solchen Ansätzen beschäftigt?

Peter Ruben: Nein, nach 1989 übernahm ich die Leitung des Instituts⁵ und war somit mit Verwaltungsfragen beschäftigt. Mir war klar, ich bin dort „Nachlassverwalter“. Da hat man also gar keine Zeit mehr gehabt.

Aber, um auf die Zeit vor 1989 und zugleich weiter auf die theoretische Seite der Sache einzugehen: Ausgangspunkt war die Forderung von Hans Wagner, strengere methodologische Maßstäbe in die Darstellung der Politischen Ökonomie zu bringen. Dies blieb thematisch in der Beschäftigung mit Schumpeter erhalten. Denn ich stellte sehr bald fest, dass Schumpeter, bevor er seine Entwicklungstheorie konzipierte, 1908 *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie* verfasst hatte, das ich nach wie vor für ganz bemerkenswert halte. Und das Buch trifft mit der Marxschen ökonomischen Theorie an einer ganz entscheidenden Stelle zusammen: Beim Problem der Werttheorie. Schumpeters These ist: Jede wissenschaftliche ökonomische Theorie ist Werttheorie. Schumpeter geht hier – soweit er überhaupt kann – an die Mathematisierung der Ökonomie und präsentiert formell den Unterschied zwischen Preis und Wert. Die Frage war, wie hängt dies mit der Marxschen Werttheorie, genauer der Wertformlehre zusammen? In dieser Frage kann man weiterkommen, wenn man Schumpeter komplettiert mit Ansätzen von Oskar Lange und Andras Bródy. Das eigentliche methodische Problem der Ökonomie als empirischer Fachwissenschaft ist das Problem der Messung, d.h. die Frage nach der Definition ökonomischer Messgrößen. Schumpeter präsentierte dies nur auf dem Stand der österreichischen Schule von 1908, was er aber nicht weiter verfolgte, sondern später mehr die Einheit von Historie, Statistik und verbaltheoretischem Ansatz sah. Da habe ich dann weiter gearbeitet, auch einen Artikel

⁵

geschrieben, 1988 über Größen und Messung in der Ökonomie⁶, mit folgendem Ergebnis: Zunächst haben wir es mit einer terminologischen Umkehrung zu tun. Was bei Marx Wert und Gebrauchswert ist, heißt bei Schumpeter Nutzen und Menge. Nimmt man nun die dimensionstheoretische Erklärung von Bródy hinzu, die den Wert als Produkt von Arbeit und Zeit darstellt, und fügt die beiden Ansätze zusammen, dann erhält man den allgemeinen Wertbegriff und kann zugleich zeigen, dass der Methodenstreit um die Jahrhundertwende ein Streit ohne methodologisches Bewusstsein gewesen ist. Eine messtheoretische Basis der Ökonomie in Analogie zur Physik wird präsentabel; eine andere Frage ist, inwieweit sie rezipiert wird. Schumpeters Fragestellung, entwicklungstheoretisch in der Ökonomie zu arbeiten, stellt sich dann neu, denn sie wird so mit dem messtheoretischen **Problem** verbunden. Allerdings habe ich den Eindruck, dass in der Ökonomie die Frage nach der Messung bis heute nicht vernünftig verstanden wird: Theoretische Ökonomie ist in der mathematischen Darstellung oftmals nichts anderes als Mengentheorie in ökonomischer Benennung. Wenn Ökonomen Preise als reelle Zahlen präsentieren, weiß man, dass von Mathematik die Rede ist, nicht von empirischer Ökonomie. Die Grundsatzfrage, die nach wie vor unbeantwortet ist und die in meiner Exilphase für mich wesentlich war, ist das Problem von Rechnung und Messung in der Ökonomie, und zwar in Anknüpfung an Schumpeter, Marx und Lange bzw. Bródy mit dem Versuch einer Synthese...

Raj Kollmorgen: Dann möchte ich Sie nach dem Verhältnis dieser messtheoretischen Problemstellung zum Problem der Entwicklungsschübe, der Einschnitte in die so bezeichneten „Gleichgewichtszustände“, fragen. Schumpeter lässt ja in den „Konjunkturzyklen“ zur Erklärung dieser Durchbrüche, zur Erklärung von Entwicklung die Unternehmerfigur auftreten. Mir stellt sich hier die Frage, ob sich Entwicklung in diesem Sinne überhaupt mathematisch, messtheoretisch einfangen lässt?

Peter Ruben: Hierzu muss man zunächst auf die Unterscheidung von Schumpeter zurückgreifen, die er als erster klar getroffen hat, nämlich die zwischen *Wachstum* und *Entwicklung*. Denn um den messtheoretischen Ansatz realisieren zu können, muss man von der Entwicklung absehen und Gleichgewichtszustände unterstellen, also das, was Marx einfache Reproduktion genannt hat. Selbst wenn die einfache Reproduktion nur eine – im Weberschen Sinne – idealtypische Bestimmung ist, muss sie vorgesetzt werden, weil sie eine messtheoretische Anforderung zur Realisierung der Messoperationen ist. Dann kann Wachstum thematisiert werden. Und es ist sicher, dass der wachstumstheoretische Ansatz mit Hilfe einer messtheoretisch fundierten Ökonomie mathematisch

Kommentiert [U1]: nden

⁶ Ruben, Peter: Produktivkraft und Produktivität in ökonomischen Maßarten. In: DZfPh 36. Jg. (1988), Heft 3, S. 241-250. Ebenfalls in: www.peter-ruben.de

besser handhabbar ist, als der entwicklungstheoretische. Das Entwicklungsphänomen ist dann immer als Durchbruch durch eine empirisch feststellbare Wachstumsphase vorhanden, als Innovation. Das zweite Problem in diesem Zusammenhang ist, dass das praktische Bedürfnis in der Ökonomie oft kurze Fristen betrifft und daher kurzfristige Kalkulation gefragt ist. Die Thematisierung der mittel- und vor allem langfristigen Prozesse wird nicht vorgenommen. Denken wir an Keynes, er sagte: „In the long run we are all dead“. Wenn das so ist, interessiert mich Entwicklungstheorie ohnehin nicht, und man kann zu einem anderen ökonomischen Konzept übergehen, indem man z.B. eine Theorie rationaler Entscheidung verwendet. Dann steht immer das Investitionsproblem zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Debatte. Das eigentliche Entwicklungsproblem stellt sich in der praktischen Vernunft erst dann, wenn Interesse an Erkenntnis der Entwicklung da ist, wenn wir langfristig denken und begreifen wollen. Glücklicherweise aber gibt es Menschen, die meinen, dass es ganz vernünftig sei, langfristige Planungen anzustellen, die heute z.B. fragen, wie es im Gebiet der verblichenen DDR weitergehen soll. Und dann kommt man auf die Kondratieffsche und Schumpetersche Theorie zurück und kann sich im Rahmen dieser Theorie mit der Wirklichkeit befassen. Sie stellt ein Erklärungspotential bereit, auf das man bei bloß kurzfristiger Planung verzichtet. Ist es nicht bemerkenswert, dass auch in der Analyse der geistigen Entwicklung der Philosophie angefangen wird, in solchen zyklischen Modellen zu denken?⁷ Oder nehmen wir die Braudel-Schule als Paradebeispiel solchen Denkens.⁸ Schließlich ist ja auch im Rahmen der Vorstellungen der „langen Wellen“ sehr frühzeitig prognostiziert worden, dass die Depression des vierten Kondratieff den „realen Sozialismus“ treffen wird. Das ist mit einer hervorragenden Genauigkeit eingetroffen, die man sich besser gar nicht wünschen kann. Das sind insgesamt Anlässe genug, zu fragen, ob man sich mit ökonomischer Entwicklungslehre nicht weiterhin ernsthaft beschäftigen sollte...

Raj Kollmorgen: Ein anderer Aspekt Schumpeterschen Denkens tut sich auf, stellt man ihn neben Max Weber, wo sich doch eine ganze Reihe von theoretischen Gemeinsamkeiten finden lassen, wenn man z.B. an das Phänomen der weltgeschichtlichen Rationalisierung, an die Klassen- oder auch an die Eigentumsproblematik denkt. Sie haben nun, anders als die meisten Schumpeter-Rezipienten, gerade auch diese Aspekte immer wieder thematisiert – ich erinnere nur an Ihre Aufsätze in INITIAL 1990.⁹ Meine diesbezügliche Frage wäre, ob sie nicht ein Problem darin sehen, mit Schumpeter die Sozialität des Marktes gegen die Kräfte der Gemeinschaft zu thematisieren angesichts der de-

⁷ Vgl.: Vittorio Hösle: Wahrheit und Geschichte. Stuttgart- Bad Cannstatt 1984.

⁸ Fernand Braudel: Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts. 3 Bde. München 1985

⁹ Ruben, Peter: Was ist Sozialismus? Zum Verhältnis von Gemein- und Personeneigentum an Produktionsmitteln. In: INITIAL 2/1990, S. 115-125 sowie Ruben, Peter: Wirtschaftsentwicklung und Sozialismuskonzept. In: INITIAL 4/1990, S. 374-380. Ebenfalls in: www-peter-ruben.de

struierenden Tendenzen der Systeme der Moderne, zumal doch Schumpeter quer dazu die gemeinschaftliche Verankerung des Unternehmers betont hat?

Peter Ruben: Zunächst einmal hängen diese ganzen Überlegungen mit dem Ausgang und dem Resultat der kommunistischen Bewegung im 20. Jahrhundert zusammen – als Fundamentalereignis unseres Jahrhunderts. Sie ist angetreten mit der antikapitalistischen Attitüde, die ja im „Gothaer Programm“ der Sozialisten klar formuliert wurde: Übernahme der Staatsgewalt durch das organisierte Proletariat, Herstellung des Gemeineigentums, oder wie gesagt wurde, des gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln. Ende 1989, Anfang 1990 erfolgte dann der Ruf nach Reprivatisierung als Antwort auf das, was hier 40 Jahre lang unternommen worden ist. Damit stellt sich für mich die Frage, ob die genannte sozialdemokratische These: Herstellung des gesellschaftlichen Eigentums durch die staatlich verfasste und proletarisch geführte Gemeinschaft, nicht eine Zielstellung ist, die in Rücksicht auf die Unterscheidung von Tönnies zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft in sich absurd ist? Wenn ich unterstelle, Gesellschaft sei ökonomisch durch den Weltmarkt konstituiert, der nicht ein Randphänomen ist, sondern die menschliche Gesellschaft wirtschaftlich realisiert, habe ich die Möglichkeit festzustellen: Die Lösung der gesellschaftlichen oder sozialen Frage sollte kommunistisch dadurch betrieben werden, dass die Gesellschaft abzuschaffen und durch die Gemeinschaft zu ersetzen wäre. Das ist de facto passiert. Die nationale Gemeinschaft, beherrscht durch kommunistische Führung, übernimmt die Produktionsmittel, verwandelt sie de facto in staatliches Eigentum und wird damit innovationsunfähig. Dies bedeutet gleichzeitig: Sie beseitigt den Austausch, den Markt, der nur noch (wie bei J. G. Fichte) an der Grenze der Gemeinschaft auftritt. Dies unterstellt, muss man über das Unternehmerkonzept von Schumpeter noch einmal ernsthaft nachdenken und dessen Schranken identifizieren. Der originäre Schumpetersche Unternehmer ist ja eigentlich der Familienrepräsentant. Und im Einklang mit vielen Leuten seiner Zeit stellt Schumpeter fest, die Familie, Element der Gemeinschaft und ökonomisches Subjekt, entschwimmt seit etwa den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die modernen Aktiengesellschaften aufzutreten begannen. So ist die Annahme Schumpeters vom Ersatz des Unternehmers durch bürokratische Leistungen zeitgebunden und darin plausibel. Der kommunistische Zusammenbruch hat aber dazu geführt, dass wir jetzt dringend unternehmerische Potenzen ohne Rücksicht darauf brauchen, ob diese nun familiengebunden generiert werden oder nicht. Was bei Schumpeter nicht genügend thematisiert wurde, ist die Funktion der Person in Bezug auf die Durchsetzung bzw. Realisation von Innovationen. Dies halte ich für ein erkenntnistheoretisches Problem erster Ordnung: Woher kommt, was Mises und Hayek weitaus klarer gesehen und thematisiert haben, bei gegebenen Gemein Sinn oder Gemeinbewusstsein die Neuerung; wie hängt beides

miteinander zusammen? Ich definiere daher den Unternehmer eher darwinistisch als die Person, die Neuerungen – auch verrückte – anzubieten fähig ist und die materielle Chance sozial und gemeinschaftlich bekommen muss, sie zu realisieren. Dies habe ich, das muss ich ehrlicherweise sagen, erst in der Erfahrung des kommunistischen Zusammenbruchs wirklich begriffen. Das kommunistische Experiment ist ja daran gescheitert, dass es Feind aller individuellen Besonderheiten gewesen ist. Sie aber bedeuten das Potential für Innovationen. Moses Heß und Marx haben übrigens den „rohen Kommunismus“ als Feind aller Persönlichkeit beschrieben. Die neue soziologische Frage im Unterschied zu Schumpeter ist so sicher von historischer Erfahrung abhängig: Wie ist die Stellung der Person in sozialer wie gemeinschaftlicher Organisation unabhängig von ihrer traditionell an die Familie gebundenen Existenz mit Bezug auf das Neuerungsphänomen zu denken? Und da bin ich schon der Meinung, dies darwinistisch zu denken. Man muss einfach ein Mutabilitätspotential haben, sonst gibt es keine Chancen für Neuerungen ...

Eine andere Seite der Angelegenheit, die Sie mit der Beziehung zwischen Schumpeter und Weber ins Spiel gebracht haben, und die ich mit dem Hinweis auf Tönnies schon kurz anschnitt, betrifft den Umstand, dass in diesem Punkt etwas sozialtheoretisch liegengeblieben ist. Dem Ansatz von Tönnies, den weder Schumpeter noch Weber adäquat thematisiert haben, liegt die Unterscheidung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft zugrunde, die bei Tönnies in einer präzisen philosophisch-kategorialen Denkstruktur entwickelt worden ist. Man ist mit der Tatsache konfrontiert, dass dieser Ansatz nicht bemerkt worden ist, dass Tönnies einen Dualismus in menschlichen Verbindungen im Blick hatte. Man denke nur z. B. an René Königs Darstellung, die praktisch in einer Kapitulation gegenüber diesem Problem endet.¹⁰ Tönnies hatte die Unterscheidung gemeinschaftlicher von gesellschaftlicher Verbindung in Aufnahme der Überlegungen von Hobbes und anderen zu Staat und bürgerlicher Gesellschaft formuliert und weiter entsprechend zwischen Sozialismus und Kommunismus als Realisierung kulturphilosophischer Formen unterschieden. Es handelt sich hier um einen Dualismus, den man aus der Unterscheidung zwischen Produktion und Tausch erklären kann. Gemeinschaft ist mit Tönnies als operative Bestimmung, als eine Art der Verbindung zwischen Menschen zu fassen, die auch Marx meint, wenn er von der unmittelbaren Kooperation der Lebenden spricht. Dies konstituiert Gemeinschaft. Bei Marx, noch deutlicher bei Engels, gibt es dann die Vorstellung – und hier setzt die Kritik ein –, dass die Einstellung von Belegschaften in großen Betrieben durch Kapitalisten der Beweis für die Vergesellschaftung der Produktion sei, die ihrerseits als Bedingung für die Ab-

¹⁰ René König: Soziologie in Deutschland. München / Wien 1987. S. 122-197 (König kennt nur konträre und kontradiktorische Gegensätze, duale leider nicht.)

schaffung des Privateigentums gilt. Wenn ich Tönnies ins Spiel bringe, dann kann ich umgekehrt sagen: Die menschliche Entwicklung basiert auf dem Dualismus zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft, so dass jeder Schritt in der Veränderung der Struktur der Gesellschaft zugleich eine Veränderung der Gemeinschaften bedeutet und umgekehrt. Daher kann die Konstitution einer Belegschaft nicht die Vergesellschaftung der Produktion bedeuten, sondern nur die Konstitution neuer Gemeinschaftlichkeit. Thematisiert man beides, die Gesellschaft über die Geschichte des Weltmarktes sowie die Gemeinschaft, im Übergang etwa von der Polis zur Nation, von der Familie zur Fabrikbelegschaft, von der Dorfgemeinde zur städtischen Bürgergemeinde etc., hat man eine Möglichkeit, mit dem Schumpeterschen Ansatz umzugehen, wie er sie selbst so nicht gesehen hat. Schumpeter nämlich macht 1908 den Ansatz, Wirtschaftstheorie als Tauschlehre zu verstehen, womit sie Sozialtheorie schlechthin ist. So kann man die Unterscheidung von Tönnies in der Ökonomie nicht gebrauchen, sondern muss eine die Schumpetersche Auffassung komplettierende Produktionstheorie finden. Sie gewinnt man über Marx und Sraffa. Es ist eine Theorie subsistierender Gemeinschaften zu entwickeln, in der Gesellschaft gar nicht auftritt. Dann kann man den Schritt in die Richtung gehen, die Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft unter dem Gesichtspunkt der Differenz zwischen Produktion und Tausch vorzunehmen und spezieller zu unterscheiden zwischen Produktion für den Tausch einerseits und für die Subsistenz andererseits, die ja immer wieder in der Geschichte auftritt. Es ist ein umfangreiches Forschungsfeld, das sich da auftut, zu dem international unglaublich viele Beiträge bereits vorliegen, die unter neuen theoretischen Voraussetzungen zu verarbeiten sind – immer unter dem Interesse an der Erkenntnis langfristiger Entwicklungen ...

Raj Kollmorgen: Wie könnte man sich Ihrer Meinung nach auf Basis dieser theoretischen Prämissen noch Sozialismus denken und wie – in Rücksicht auf diesbezügliche Schumpetersche Thesen – könnte dieser funktionieren?

Peter Ruben: Die Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft ermöglicht, Kommunismus als Gemeinschaftsordnung von Sozialismus als Gesellschaftsordnung zu unterscheiden. Was „Sozialismus“ genannt wurde, war in Wahrheit Kommunismus. Der sogenannte Sozialismus besaß eine Wirtschaftsverfassung, in der eine Nation als Gemeinschaft, geführt durch ein politisches Büro, die Reproduktion ohne Austausch betrieb. Das war ein Wirtschaftssubjekt, das a priori intern Gesellschaftlichkeit ausschloss, extern auf die Ersetzung der Weltgesellschaft durch die Weltgemeinschaft gerichtet war. Was Mises als unmöglich erklärt und Lange ihm schließlich auch zugestanden hat, und was de facto von uns im Nachhinein auch als Erfahrung festgestellt wurde, ist, dass ohne Sozialität eine objektive Preisbestimmung nicht möglich ist. Oder

anders gesagt, die fundamentale Voraussetzung der Sozialität für die Wirtschaft ist: Der Markt liefert mir die Möglichkeit der objektiven Bewertung der über Produktivkraftentwicklung angebotenen Produkte und Dienste. Jede subjektive Dezsion über den Preis liefert sofort eine Verzerrung der Kalkulation, womit das Problem auftaucht, ob ich die Identifikation von Sozialismus und Kommunismus mit Marx teilen will oder ob ich mit Lorenz von Stein (1842) wirklich begreifen will, dass Sozialismus und Kommunismus zwei definitiv unterscheidbare Ordnungen darstellen. Das ist mit der Leistung von Tönnies möglich. Kommunismus heißt dann: Realisation der Dominanz der Gemeinschaft über ihre Individuen unter Ausschluss der Gesellschaft. Sozialismus kann demgegenüber nur heißen, eine gegen den Manchester-Kapitalismus gerichtete Ordnung des gesellschaftlichen Systems zu haben, in der die Rücksichtnahme auf unterschiedliche gemeinschaftliche und persönliche Interessen institutionell gesichert ist, d.h. eine mit Verstand und Vernunft regulierte Marktverfassung, die als solche aber nicht attackiert wird...

Utopische Planentwürfe über eine vernünftige gesellschaftliche Ordnung sind ziemlich uninteressant. Worauf es ankommt, ist, sich die wirkliche Geschichte der gesellschaftlichen Produktion im 19. und 20. Jahrhundert anzusehen und zu fragen, was diese mit den Ideen über den Sozialismus tatsächlich zu tun hat. Ich meine dann schon, dass wir nüchtern und jenseits aller Ideologeme feststellen müssen, dass der Sozialismus ja realisiert worden ist, und zwar in einem erstaunlichen Ausmaß. Die Menschheit hat bei allen Kriegen und Verrücktheiten Instrumente zur Beherrschung des Weltmarktes entwickelt und wird sie weiter entwickeln. Und daher muss dann gefragt werden, was mit der Verwendung des Wortes Kapitalismus im Gegensatz zum Sozialismus eigentlich gemeint sein kann? Mein Eindruck ist, dass wir uns da gegenwärtig immer noch in ideologischen Schlangenhäuten bewegen und nicht bereit sind festzustellen, dass z.B. die Initiativen Bismarcks, die in Antwort auf die Bestrebungen der Sozialdemokratie auf die Errichtung des Staatssozialismus gerichtet waren, dazu führten, dass das Ziel praktisch erreicht wurde über die Entwicklung der Sozialverfassung, die ja in Deutschland heute in einer Weise entwickelt ist, wie kaum anderswo auf der Welt. Und ich frage mich, warum sollen wir nicht bereit sein, dies als Beitrag zur Entwicklung dessen, was Sozialismus vernünftigerweise heißen soll, zu denken. Sozialismus muss nicht als Produkt der Durchsetzung von Sonderinteressen verstanden werden, sondern kann auch als eine vernünftige Ordnung der Gesellschaft gedacht werden, an der alle interessiert sind, wenn die Alternative Untergang heißt. Diese Ordnung muss Gegenstand der Produktion der gesamten Gesellschaft sein und wird wesentlich durch wissenschaftliche Erkenntnisse vermittelt. Originär ist im modernen Sozialismus das Wort „Sozialismus“ gegen Individualismus gewendet worden mit der Erwartung, die durch die zyklische Entwick-

lung immer wieder auftretenden Phänomene der Massenarbeitslosigkeit, der Enteignung und des Elends zu beenden. Die Frage bleibt, wie man diese Entwicklungsweise beherrschen kann? Sie ist ja nach wie vor unbeantwortet. Notwendig ist daher, die Quellen für diese Phänomene innerhalb des ökonomischen Zyklus selbst zu suchen und zu fragen, wie diese Prozesse zu beherrschen sind. Und dies würde ich den sozialistischen Ansatz nennen ...

Raj Kollmorgen: Nun allerdings kann man ja fragen, ob nicht schon die Megamashinen der Systeme, die – um es mit Marx zu sagen – „entfremdeten Mächte“, eine soziale „Beherrschung“ heute verunmöglichen?

Peter Ruben: Hier scheinen mir wieder ideologische Bestimmungen im Schwange. Erstens, was soll eigentlich „Kapitalismus“ heißen? Gewöhnlich heißt es, Kapitalismus sei schmutziger Profit, üble Gewinnoptimierung. Ich frage, welche Unternehmung kann anders wachsen als durch Gewinnbildung. Das geht gar nicht anders: Eine rentabilitätsorientierte Wirtschaftsführung ist für jedes Wirtschaftsunternehmen egal in welcher Produktionsweise absolute Bedingung seiner sozialen Existenz. Dies kann nicht Kapitalismus sein. Schau ich bei Marx nach, zeigt sich – und für mich gibt es keinen besseren Kapitalismusbegriff –, Kapitalismus heißt: Wenn die Person ihr Geldvermögen für Arbeitsbedingungen ausgibt und auf eigene Rechnung produziert und tauscht, dann bildet sie Kapital. Nun hat Marx Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre geschrieben, er sei ganz froh, den zweiten und dritten Band des „Kapital“ nicht geschrieben zu haben, weil sich ganz neue Phänomene herausbildeten. Die Frage, was er da gesehen hat, lässt sich ganz klar beantworten: die Aktiengesellschaften Sie bedeuten klarerweise eine Negation des originären Begriffs des Kapitals als des Personeneigentums ...

Raj Kollmorgen: ... Er sprach deutlich von einer Aufhebung des Kapitals in den Grenzen des Kapitals...

Peter Ruben: Natürlich. Ich würde gern diesen Gedanken weiterführen wollen. Was passiert, wenn allein aus Gründen des Investitionsbedarfs die Sozialisierung der individuellen Kapitalbildung unvermeidlich wird? Welche Stellung übernimmt dann das Eigentum, wenn es von der Familie im Sinne der persönlichen Kapitalbildung getrennt wird? Und wenn in der Beziehung zwischen Management und Eigentümer der Eigentümer nur noch über den Erfolg der Produktion dadurch urteilt, indem er Aktien erwirbt oder abstößt. Was ist das eigentlich? Regulationsfunktion des Eigentums – und zwar heute als massenweise gestreutes Eigentum. Darüber haben wir bis heute nicht hinreichend nachgedacht. Andererseits, Sie sprachen vorhin von Entfremdung. Die Übernahme des Entfremdungstheorems halte ich für die fatalste Grundannahme des Marxismus. Marx hat in den Pariser Manuskripten die Kaufmannschaft als entfremdete Form wahrer

menschlicher Gemeinschaft bestimmt, womit er die Verwechslung von Gesellschaft und Gemeinschaft artikuliert. Im Austausch findet aber gar keine Entfremdung statt, denn die Entäußerung jedes Dinges einer Gemeinschaft im Handel, also in der Gesellschaft, wird kompensiert durch eine Übernahme von fremden Produkten oder Diensten zur Entwicklung eigener Bedürfnisse, die sie sonst gar nicht hätte. Ich halte diese Vorstellung von der Entfremdung für eine romantische Denunziation der wirtschaftlichen Entwicklung der Sozialität, die man nicht aufrechterhalten kann, wiewohl sie verstehbar ist angesichts des Elends der Massen...

Raj Kollmorgen: Sind heute nicht die modernen Gesellschaften so konstituiert, dass eine von Ihnen favorisierte Steuerungsmöglichkeit, die Beherrschbarkeit gesellschaftlicher Entwicklung via Aufklärung und entsprechende Eingriffe systematisch verhindert; und auf der Gegenseite die Individuen unter die Systemlogiken subsumiert, daher entmündigt werden? Nicht umsonst wird in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Kontexten – man denke nur an die Habermas-Auseinandersetzungen, an die Kommunitarismusdebatte, an H.P. Krügers Ansatz oder die Thesen von A. Gorz – das Problem gesamtgesellschaftlicher Vernunft diskutiert und von vielen zugleich infragegestellt.

Peter Ruben: Ja, ich halte das aber nur – und da bin ich wieder Philosoph – für Erscheinungsformen des unvermeidlichen Entwicklungswiderspruchs, aus dem wir nicht herauskommen. Entweder wir akzeptieren die Entwicklung und damit den Widerspruch, dann kann unsere ganze Aktivität nur darin bestehen [...] zu versuchen, ihn beherrschbar zu machen. Oder aber wir jammern über ihn, und dann kann ich Entfremdung bzw. Entfremdungsideologie artikulieren und bleibe immer in demselben Kreislauf des Denkens. So wahr die Feststellung dieser Phänomene ist, so muss man doch zugleich nach den in der Realisation dieser Phänomene entstehenden Momenten der Negationen derselben Phänomene fragen. Dies mag kein Trost für die Individuen sein. Es ist aber die Annahme einer Entwicklungstheorie nicht mit teleologischer Absicht, sondern im eigentlich Darwinschen Konzept, wonach Entwicklung – ökonomisch gesprochen – immer relativ zu einem gegebenen Wertstandard begriffen wird, der mittels Entwicklung durchbrochen wird und dass in der in zyklischen Phasen, die wir ja nun seit Kondratieff kennen, immer wieder neue Wertstandards entstehen. Was ich beibehalten würde aus dem Marxschen Erbe, wäre die Verknüpfung dieser Entwicklungsauffassung mit der Theorie der ökonomischen Formationen; aber nicht im Sinne eines linearen Schemas, sondern im Sinne der Frage, wie die Formationen miteinander verkoppelt sind, sowohl diachronisch wie synchronisch...

Raj Kollmorgen: Zum Abschluss möchte ich Sie zum einen fragen, ob sich in Ihrer Schumpeter-Beschäftigung Akzente verschoben bzw. ob Sie vorher gewonnene Einsich-

ten revidiert haben, und zum zweiten schließlich, welche Leistungen Schumpeters Sie für die bedeutendsten halten.

Peter Ruben: Die Auseinandersetzung mit Schumpeter wird mich wohl bis an mein Lebensende begleiten. Wissen Sie, ich bin damals mit fliegenden Fahnen zu Schumpeter gestoßen. Was die mögliche Änderung meiner bisherigen Sichtweise auf Schumpeter betrifft, kann ich sagen, dass sich diese mit Sicherheit nicht substantiell gewandelt hat. Das Problem der messtheoretischen Fundierung der Ökonomie steht weiterhin zur Debatte, Schumpeters Sozialismusvorstellung ist veraltet, aber das wusste ich auch schon früher. Was sich aber verändert hat, ist – nach dem Zusammenbruch – der marxistische Rezeptionsgrund bzw. -hintergrund. Zum zweiten Teil ihrer Frage bezüglich der Leistungen Schumpeters möchte ich sagen: Natürlich zunächst grundsätzlich die Konstituierung der Entwicklungsauffassung in der Ökonomie im Unterschied zur amerikanischen dynamischen Ökonomievorstellung, und dies ist eine mit dem Darwinschen Ansatz vollkommen kompatible Entwicklungsauffassung. Zum zweiten, die Befreiung von der bloß beschränkten Imperialismussicht, die man mit Lenin hat, beschränkt bloß auf das 20. Jahrhundert, d.h. die Einsicht, dass Imperialismus überhaupt eine Methode der Erhaltung einer Organisation ohne Gegenstand sein kann, wie es Schumpeter formulierte. Drittens selbstverständlich seine Klassentheorie. Schumpeters Satz, den ich nie vergessen werde, lautet: Die Arbeiterklasse ist eine genauso kapitalistische Klasse, wie jede andere auch. Hier stand ich vor der Alternative: entweder ja oder nein. Bis 1989 habe ich im Zweifel mit mir gestanden. Vielleicht sind es doch nur Entwicklungsschwierigkeiten. Bis man dann zu der Erkenntnis gelangte, dass ein Evolutionsmechanismus in Gang gesetzt worden ist, der eigentlich Dummheit positiv selektiert. Bei mir hat dies furchtbar lange gedauert. Richtig klar geworden ist mir die Sache, als in der „Wende“ die Arbeiter aus Magdeburg zu Volkswagen gingen und sagten, es ist mir doch vollkommen „Wurst“, wer der Eigentümer ist. Mir wurde klar, was wir für Eigentumsvorstellungen haben, wenn wir das Privateigentum attackieren. Und nun ist der Satz wohl unhintergebar geworden. Ich halte es also für eine fundamentale Feststellung von Schumpeter, dass die Arbeiterschaft als – im soziologischen Sinne – soziale Klasse einen gesellschaftlichen Entwicklungsvorgang bestimmend bleibt und ebenso Potential für Unternehmertum bilden kann, wie ein Auffangbecken für Leute, die aus der Unternehmerschicht wieder herausfallen ...

Raj Kollmorgen: Vielen Dank für dieses Gespräch, und für die Zukunft noch viele fruchtbare Auseinandersetzungen mit Schumpeters Werk.